

Hans Falladas prägende Jahre in Leipzig und seine Drogensucht

Ein Beitrag zu seinem 125. Geburtstag

Wer den Namen Hans Fallada hört, erinnert sich vielleicht an Greifswald, wo er am 21. Juli 1893 geboren wurde, an Berlin, Rudolstadt und an sein Refugium Carwitz in der Mecklenburger Seenplatte, wo er mit seiner Familie in den Jahren 1934 bis 1944 lebte. An Leipzig wird man vermutlich kaum denken. Und dennoch verbrachte er, der eigentlich Rudolf Ditzen hieß, zwei entscheidende Jahre seines Lebens in der Messestadt. Denn der Vater, der Richter Wilhelm Ditzen (1852 – 1937), war zum Reichsgerichtsrat am Reichsgericht zu Leipzig berufen worden.

Die Familie Ditzen bezog eine standesgemäße Elf-Zimmerwohnung in der Schenkendorfstraße 61, die sich in der Leipziger Südvorstadt befindet. Der älteste Sohn Rudolf, der in Berlin das Bismarck-Gymnasium besucht hatte, sollte in das in der Nähe der Leipziger Wohnung gelegene Königin-Carola-Gymnasium wechseln. Er musste jedoch wegen des früheren Beginns des Schuljahres in Sachsen eine Prüfung ablegen, um in die nächst höhere Klassenstufe aufgenommen zu werden (Abb. 1).

Ein schwerer Unfall und seine Folgen

Am 17. April 1909, dem Vortag der Prüfung, unternahm er eine Radpartie, bei der er mit einem Fleischerfuhrwerk zusammenstieß und sich schwer verletzte. In einem zeitnahen Lebenslauf, den er 1911 in der Nervenklinik der Universität Jena im Rahmen einer stationären Begutachtung verfasste, berichtete Rudolf Ditzen später von einer

Hirnerschütterung und einem „Magenriss“, weshalb er mehrere Tage nichts habe essen und trinken können. Die Ärzte, so meinte er, hätten ihn so ziemlich aufgegeben. Mehr als 30 Jahre später erzählte Hans Fallada in seinem autobiografischen Buch „Damals bei uns daheim“ erneut von seinem im Jahre 1909 in Leipzig erlittenen Unfall. Er beschreibt dort, wie er unter dem Pferd liegend von dessen Huf getroffen wurde, wobei sein Kiefer verletzt und ihm mehrere Zähne ausgeschlagen wurden. Später bemerkte er heftige Blutungen aus Mund und Magen, sah eine Reifenspur, die sich über seinen Leib zog und nahm eine schmerzhaftes Fußverletzung wahr.

Zu einer Perforation des geschützt liegenden Magens war es bei dem Jüngling zu seinem Glück nicht gekommen, aber ohne Zweifel zu einem Defekt der Innenwand des Magens mit erheblichen Gefäßeinrissen. Da er weder essen noch trinken durfte, seien „qualvolle Salzwassereinspritzungen“ vorgenommen worden, die man in dieser Zeit nicht intravenös, sondern subkutan verabreichte, wobei Spezialkanülen besonders an den Außenseiten der Oberschenkel eingestochen wurden.

Der Schriftsteller, der zum Drogen- und Schlafmittelentzug häufig stationär behandelt wurde, mag bei diesen Zeilen auch an spätere Krankenhaus-Erfahrungen gedacht haben. Denn die Ära der schmerzhaften subkutanen Infusionen dauerte noch bis 1950 an. Als der verletzte junge Mann aus der Privatklinik entlassen worden war, wirkte er



Abb. 1: Hans Fallada als Gymnasiast

nach eigenen Aussagen nur noch wie ein Schatten seiner selbst und litt an heftigen Kopfschmerzen und Schwindelgefühlen, als Folge seiner Hirnerschütterung. Sein Gebiss war durch ein künstliches „Gestänge“ stabilisiert worden, an dem ein Zahnarzt zog, drückte und schraubte, um „Kraut und Rüben“ wieder in Ordnung zu bringen. Der Zahnmediziner empfahl ihm in sächsischer Mundart das Mundpflegemittel „Bäbbe Goh!“. Es erwies sich nach einiger Verwirrung als das Präparat Pebeco, ein weltweit erfolgreiches Produkt der Firma Beiersdorf.

Was Hans Fallada hier so launig berichtet, stellte nicht nur eine schlimme physische Erfahrung, sondern auch ein seelisches Trauma dar, das seine Pubertätskrise vertiefte. Sie hatte schon vor dem Unfall bei dem sexuell

völlig unaufgeklärten Jungen mit der von ihm als Zwang empfundenen Selbstbefriedigung begonnen, die ihm als „ekelhaft“ und als etwas „ganz Fremdes“ erschien, das nicht zu ihm gehörte. Im Konfirmandenunterricht beschlichen ihn Zweifel an der Existenz eines gerechten Gottes und damit wohl auch an einer heilen Erwachsenenwelt. In der ersten Nacht nach dem Unfall verlor er, in der Erwartung im Morgengrauen sterben zu müssen, den Glauben an einen guten Gott. Und dennoch, so berichtete Rudolf Ditzen als 18-Jähriger, habe er hier zum letzten Mal – wohl um sein Leben – gekämpft. Seit her habe Apathie eingesetzt. In dieser Identitätskrise glaubte er in den Schriften Friedrich Nietzsches (1844 – 1900) und vor allem Oskar Wildes (1854 – 1900) Halt zu finden, aus dessen Buch „Das Bildnis des Dorian Gray“ er den Namen Harry für sich entlehnte. Trotz der noch immer starken Kopfschmerzen konnte er bald die Untersekunda des Königin-Carola-Gymnasiums in der Leipziger Südstadt besuchen, das im zweiten Weltkrieg vollständig zerstört wurde. Er fand in Peter Krambach (1894 – ?) einen Gefährten und in Willi Burlage (1892 – 1943) einen treuen Freund, der Medizin studierte und dem Schriftsteller als helfender Psychiater Zeit seines Lebens verbunden blieb. Während die Leipziger Gefährten das einzelgängerische Wesen des jungen Träumers sicher günstig zu beeinflussen vermochten, bestärkte ihn der Briefwechsel mit seinem Brieffreund Hans Dietrich von Necker (1894 – 1911) aus Rudolstadt in dem geistigen Hochmut, den er aus tiefer innerer Verunsicherung in sich auszubilden begann. Auch seine plötzlich beginnende Neigung zu exzessivem Rauchen ordnet sich in dieses Ursachengefüge ein. Noch 30 Jahre später wird Hans Fallada schreiben: „Ich wollte zurück in die Gärten der Kindheit! Aber mir erging es, wie es allen ergeht: sind diese Garten-



Abb. 2: Hans Fallada (r.) mit Mutter und Bruder

pforten erst einmal zugefallen, öffnet sie kein Schlüssel mehr.“ Wie schwer es ihm fiel, sich damit abzufinden und dies für sich anzunehmen, zeigen Formulierungen, die er als 24-jähriger junger Mann in einem Brief an seine acht Jahre ältere Freundin Anne Marie Seylerlen (1885 – 1971) gebrauchte. Darin heißt es: „Ich bin zurückgekröchen in Dich, in Deinem Bauche liegend, hast Du mich mit Deinem Herzblut genährt.“ Noch als 53-jähriger Mann wird er in einem Brief an seine Mutter voll bitterer Selbsteinsicht bekennen: „Irgendetwas in mir ist nie ganz fertig geworden, irgendetwas fehlt mir, so dass ich kein richtiger Mann bin, nur ein alt gewordener Gymnasiast, ...“ (Abb. 2).

Eine Typhuserkrankung, diverse Suizidversuche und die Drogensucht

Im Jahre 1910 nahm Rudolf Ditzen an einer Fahrt der „Wandervögel“ in die Niederlande teil, wonach er an Typhus erkrankte. Die Diagnose wurde vom

Hausarzt der Familie Dr. Ernst Eggebrecht (1864 – 1953) gestellt, dem Vater des Journalisten und Schriftstellers Axel Eggebrecht (1899 – 1991). Eine kausale Behandlung gab es für diese schwere Infektionskrankheit im Jahre 1910 noch nicht, sodass die Mortalitätsrate bei über 20 Prozent lag.

Die Krankheit verläuft hoch fieberhaft und geht in der Anfangsphase mit Bradykardie und Sinnestrübungen einher. Rudolf Ditzen entwickelte in der Rekonvaleszenz-Phase erstmalig Suizidgedanken, die er Hans Dietrich von Necker mitteilte, der ihm bei einem Besuch mit einem Gift versorgte, das jedoch nicht die erhoffte Wirkung hatte. Als der noch geschwächte Jüngling den anderen bei der Tanzstunde zuschaute, fiel ihm Käthe Matzdorf (1894 – 1967) auf, mit der er eine recht unschuldige Beziehung einging. Gleichzeitig befahl ihm der Zwang, die Eltern der Freundin durch anonyme Briefe vor sich selbst zu warnen. Zwangsgedanken plagten ihn

schon seit Kindheitstagen, worüber er in seiner Autobiografie berichtet. Nachdem die Sache herausgekommen war, hegte er aus tiefem Schamgefühl erneut Suizidabsichten, die er seinem Freund Willi Burlage mitteilte, über dessen Eltern es Rudolfs Angehörige erfuhren.

Auf eigenen Wunsch und zu seiner Sicherheit wurde er zunächst zu Verwandten nach Niedersachsen und dann in ein Sanatorium nach Bad Berka geschickt. Danach lebte er in Rudolstadt im Haushalt des Superintendenten Dr. Arnold Braune (1852 – 1932) sowie bei einem pensionierten Offizier und besuchte das dortige Gymnasium. Hier vertiefte sich sein freundschaftliches Verhältnis zu Hans Dietrich von Necker, der an „Seelenwanderung“ glaubte. Beide entschieden sich zu einem gemeinschaftlichen als Pistolenduell getarnten Suizid, den sie am Uhu-Felsen tatsächlich in Szene setzten. Dabei wurde der im Schießen geübte Freund erschossen, während sich Rudolf durch zwei eigene Schüsse schwer verletzte und sich hilferufend in die nächste Ortschaft rettete.

Nach zehnwöchigem Krankenhausaufenthalt, bei dem er große Mengen Morphinium zur Minderung der Schmerzen erhielt, nach Verhör und Anklage wurde er in der Universitätsklinik Jena von Prof. Otto Binswanger (1852 – 1929) begutachtet. Der namhafte Psychiater erklärte ihn zum Zeitpunkt der Tat für nicht schulfähig, wobei er die Zwangsvorstellungen Rudolf Ditzens besonders hervorhob. Er sorgte für eine weitere stationäre Behandlung des jungen Mannes bei Dr. Arthur Tecklenburg (1870 – 1957) in Tannenfeld bei Altenburg, der ihm danach eine landwirtschaftliche Ausbildung vermittelte.

So kam es, dass Rudolf Ditzen im ersten Weltkrieg in einer Kartoffelbauan-

stalt zunächst in Stettin und danach in Berlin arbeitete, wo er 1918 in einem Künstlerkreis den drogenabhängigen Wolfgang Parsenow kennenlernte, der ihn zum Drogenmissbrauch animierte. Der junge Dichter war dazu mehr als bereit. Hatte er doch schon im Jahre 1917 an die Freundin Anne Marie Seyerlen geschrieben: „Ich bin nicht der, den Du liebst. Bei mir ist alles haltlos und schwach, ewig wechselnd und krank.“

Einige Jahre später hat der Schriftsteller seine eigene Abhängigkeit in der frühen Erzählung „Sachlicher Bericht über das Glück ein Morphinist zu sein“ psychologisch genau beschrieben. Er schildert darin die Jagd nach dem Rauschgift mit Hilfe gefälschter Rezepte, beschreibt die Gier, den Selbstbetrug, die peinigende Unruhe und die Feigheit des Süchtigen, das Glück beim Einstich der Nadel und die Angst um den Nachschub des „Benzin“ genannten Rauschgiftes. Morphinium nennt er „eine stille, sanfte Freude“, Kokain aber „ein rotes, reißendes Tier“. Erst nach einem Suizidversuch entschloss sich Rudolf Ditzen im September 1919 zur Entzugstherapie und wurde bis zum Mai 1920 zunächst in Tannenfeld und Carlsfeld bei Brehna, danach in Rinteln und Stralsund stationär behandelt. Die Morphiniumsucht überwand er, wie er 1924 in seinem Tagebuch vermerkte: „unter Geheul, Geschrei und mit schrecklicher Anstellerei“. Nikotin, Alkohol und Schlafmittel dienten ihm als Ersatzdrogen.

Um sie und seinen aufwändigen Lebensstil zu finanzieren, beging er Unterschlagungen und wurde zu Haftstrafen verurteilt. Gestützt von seiner langjährigen Gefährtin „Suse“, fand er jedoch zu produktiver Arbeit als Schriftsteller, wobei es ihm gelang, geniale Werke, wie „Kleiner Mann – was nun?“, zu schaffen. Sie entstanden in jeweils kurzer Zeit in einem wahren

Schaffensrausch, den er jedoch trotz ständiger Einnahme Barbiturat-haltiger Sedativa mit Schlaflosigkeit und Klinikaufenthalt bezahlen musste, die der Freund und Psychiater Willi Burlage vermittelte. In den letzten Kriegsjahren lernte er die junge drogenabhängige Ursula Losch (1921 – 1958) kennen, heiratete sie und geriet selbst wieder in den Bann des Rauschgiftes.

Kurz nach dem Ende der Nazidiktatur erhielt er die Prozessakte eines Ehepaares, das vom Volksgerichtshof wegen der Verteilung von Flugblättern zum Tode verurteilt und hingerichtet worden war. Sie diente ihm als Vorlage für seinen Roman „Jeder stirbt für sich allein“. In diesem seinem letzten großen Werk gelang ihm die geniale Darstellung der Innensicht einer Diktatur. Darin hat Fallada sicher auch sein Leben im „Dritten Reich“ reflektiert, das von Distanz, partieller Anpassung und einer Haft im Jahre 1944 bestimmt war, wo er der Einweisung in eine psychiatrische „Pflegeanstalt“ nur knapp entging. Den umfangreichen Roman schrieb er 1946 innerhalb von 24 Tagen. Als er am 5. Februar 1947 starb, war er noch nicht erschienen. Eine textkritische Neuauflage im Jahre 2011 war weltweit erfolgreich. So hat dieses schmerzliche, schwierige und schuldbelastete Leben einen Sinn erhalten, der weit über unsere Tage reichen wird. ■

Dr. med. Dietmar Seifert, Delitzsch